

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 17

Artikel: Vom Gebirgskrieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unterstützung zeigt auch die Arrasschlacht die gleiche Erscheinung, die noch bei allen Positionsschlachten zu konstatieren gewesen ist: die Verlangsamung der Angriffsfortschritte, sobald es gegen die Stellungen zweiter und dritter Linie geht.

Bei der Gruppierung für den Angriff sind entsprechend den schon genannten Stoßrichtungen eine Zentrums- und zwei Flügelgruppen zu unterscheiden. Die Zentrumsgruppe mit der allgemeinen Richtung auf Vitry-Douai gelangt etwas über Fampoux hinaus und erzielt damit einen Fortschritt von rund 6 km. Die rechte Flügelgruppe wirkt rittlings der Straße Arras-Cambrai und erreicht Monchy-le-Preux und in Kooperation mit dem linken Flügel der aus der Linie Bapaume-Chaulnes gegen Cambrai-Schelde-Sommekanal vorgehenden Armee Gough Hénin-sur-Cojeul. Die linke Flügelgruppe nimmt im allgemeinen die Richtung auf Lille und bemächtigt sich mit der Besitznahme von Vimy und Farbus des artilleristisch wichtigen Vimykammes und seines Osthangs. Eine Verlängerung ihrer Angriffsfront in nördlicher Richtung gegen Loos führt zum Gewinn von Souchez und Liévin und damit zur Annäherung an Lens, das als Kohlenzentrum von wirtschaftlicher Wichtigkeit ist.

So erwecken Anlage, Vorbereitung, Durchführung und Ergebnis des britischen Angriffes zwischen Loos und Arras keineswegs den Eindruck einer überstürzten, nur durch gegnerischen Zwang diktierten Operation. Sie qualifizieren sich vielmehr als eine von langer Hand vorbereitete und den Umständen der Lage operativ und taktisch geschickt angepaßte Unternehmung großen Stils. —t.

Vom Gebirgskrieg.

I.

Unter den zahllosen Veröffentlichungen verschiedenster Art und verschiedenster Güte, die der Weltkrieg gezeitigt hat, nehmen nach und nach neben den Berichterstattungen und Schilderungen von Erlebnissen an den verschiedenen Fronten in der Ebene auch die, die den Gebirgskrieg beschlagen, einen breiteren Raum ein, und es gelingt allmählich, sich ein Bild von den dort herrschenden Verhältnissen zu machen. Bei genauerem Hinsehen erkennen wir im Grunde natürlich die nämlichen Gesetze, dieselben psychologischen Erscheinungen, die der Krieg in der Ebene zu tage fördert und die u. a. Albert Klein, der Schilderter des Menschentums im Kriege, in seinen Feldpostbriefen, die Eugen Diedrichs in Jena in seiner Zeitschrift „Die Tat“ veröffentlicht hat, so meisterlich darzustellen versteht.

Nicht äußerliche Kriegserlebnisse werden hier geschildert, sondern der Autor, der im Frieden als Schullehrer in Gießen tätig war, spürt den verborgenen Zusammenhängen zwischen Krieg und reinem Menschentum nach, um vom Standpunkt seiner Betrachtung aus zu zeigen, wie heute Krieg und Kriegführung als Ganzes im Volksleben stehen, wie unter der Oberfläche der Schlachten- und Sieges-technik das Menschliche, das Menschentum, spielt, aus dem letzten Endes die Krieger und die Kriege geschnitten seien. So finden wir eine ebenso nachdenkliche wie treffende Charakteristik des deutschen Offiziersgeistes: „Der Krieg ist auch im Kleinsten ein Heraus-, Herab-, Heraufgeworfen-

werden aus Höhe zu Tiefe, aus Tiefe zu Höhe, und die emotionalen Menschen kommen am meisten auf ihre Rechnung. Ich glaube, daß dies Moment auch wesentlich an der Kriegslust so vieler Offiziere beteiligt ist, dieses Bedürfnis stärkster Emotionen. Wobei ich gleich bemerke, daß ich darin etwas Großartiges finde, denn es gibt ungebrochene Kraft zum Aushalten, Pflichtgefühl, Löwenmut, der vor nichts zurückschreckt. Das ist wahr: unser aktives Offizierskorps in seinem hohen Wert lernt man erst im Felde schätzen . . . Was liegt daran, wenn ein Hauptmann im Frieden etwas rauh mit seinen Leuten umspringt — aber in wärender Feldschlacht springt er, den Revolver in der Hand, vor an eine Stelle, die von drei Seiten, zwei Batterien und einem Maschinengewehr beschossen wird, und kundschafft Stellungen aus.“ Auf außerordentlich plastische Art gelingt dem Autor der Nachweis, inwieweit die Kriegsarbeit des lebensfördernden Elementes mehr bedarf, als des zerstörenden: „Was mich immer wieder erstaunt hat und was ich namentlich Euch Hinterwohnern zurufen muß, das ist die ungeheure Paradoxie des Krieges: er ist Zerstörung nur in der vordersten Front, d. h. da ist Zerstörung das aufregendste, erschütterndste Moment, aber eben nur ein Moment. Aber auf dem Weg dahin ist alles Erhaltung, Herbeischaffung, Lebensfördern. Der Feind soll zerstört, die Eigenen erhalten und gestärkt werden.“ Diese Funktion des Erhaltens und Lebenssteigerns, die in den alten Söldnerheeren dem Troß zukam, wird heute von dem ganzen Volk, von der vordersten Verpflegungsstation bis in die letzte Bauernhütte daheim, übernommen. Es ist dies „eine solche Unendlichkeit, daß sich davor das bischen Fallen und Sterben da vorne ganz verkriechen muß; der Sinn des Krieges ist Erhaltung, nicht Vernichtung, so wie man paradox gesagt hat, sein Sinn sei Einigkeit, nicht Zwietracht.“ Intensives Verständnis bringt der Autor der im Felde ausgestalteten Kunst des Erzählens entgegen, die im Weltkriege an die Stelle des Volksliedes getreten sei. „Da sitzt man ganz direkt am Ursprung der volkstümlichen Epik, wie sie dünn anhebt und sich allmählich zu den großen erzählenden Dichtungen (Homer, Beowulf usw.) und zu den Balladen ausbreitet, die Kunstwerke sind.“ Das Packendste und Elementarste aber dieser Betrachtungen über das Menschentum im Kriege ist die Schlußfolgerung, zu welcher der selbst als Kämpfer in vielen Schlachten erprobte Autor gelangt und in der er sagt: „Ich habe von der „verlorenden“ Wirkung des Krieges noch nichts gemerkt, sondern je länger er dauert, um so weicher macht er, um so menschlicher, um so mitfühlender. Daß ich den Kameraden neben mir nicht lange mehr behalte, daß ich neben dem anderen vielleicht heute Nacht schon dahinsinke, das drängt uns zusammen. Körper voll Wärme, voll Glut, voll Seele — und in wenig Stunden ein armer zerschossener Fetzen! Verroht das? Oder preßt es nicht vielmehr die Tränen so herauf, daß sie Dich würgen wollen? Eben darum, weil Krieg so milde macht, so weich auch gegen den Feind, kann er nicht lange dauern. Es können nicht Menschen immerdar in dieser Ekstase des Gefühls leben . . .“

Gerade diese Momente sind es, die im Gebirgskriege ungemein plastisch zutage treten. Allein er bietet natürlich noch viel mehr, und so möchte ich denn in der Folge in buntem Wechsel, aus den

verschiedensten Quellen schöpfend, einige Schilderungen bringen. Sollten die Kameraden sich für die Originale interessieren, aus denen ich teilweise wörtlich zitieren werde, so seien hier besonders genannt: Karl Müller, „Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers“ und „Von der deutschen Westfront. Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers“ (beide aus der Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing), „Vogesenkämpfe“ von Hauptmann Hanns Gobsch (Eugen Salzer in Heilbronn), „Von der Adria bis zum Ortler“ von Carl Graf Scapinelli (C. H. Beck in München), „Aus dem Vogesenkrieg“ von Fritz Droop (Straßburg, Straßburger Druckerei & Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.), „Der Krieg im Alpenrot“ von Carl Hans Strobl (Ullstein & Cie., Berlin-Wien), „Der Siegeszug durch Serbien“ von Wilhelm Hegeler (August Scherl, G. m. b. H. Berlin), „Im Kampf gegen Rußland und Serbien“ von Wilhelm Conrad Gomoll (Leipzig. F. A. Brockhaus).

Schon die theoretische Ueberlegung hat uns in Friedenszeiten dazu geführt, zu erkennen, daß die Vorstellung: Im Felde, da ist der Mann noch was wert, in allererster Linie für den Gebirgssoldaten bedeutungsvoll sein müsse, daß in den Bergen der einzelne Mann, das Individuum den Ausschlag zu geben vermöge und daß daher besonders eine auch sorgfältige Einzelschießausbildung für den Gebirgsinfanteristen unerläßlich sein dürfte. Dieser Gedanke ist durch den Krieg glänzend bestätigt worden. Schon Müller berichtet über verschiedene Fälle, wo er die Scharfschützen in den Vogesen zu besonderer Leistung herangezogen sah, wo der Feinschuß die Entscheidung brachte und zwar auf deutscher wie auf französischer Seite. Beim Begehen der Stellungen am Mönchberg fand er gleich beim Aufstieg die Leiche eines eben aufgefundenen gefallenen deutschen Soldaten. Todesursache: Kopfschuß. Und dann wird Müller erzählt, wie jeder Kopf, der sich an dieser Stelle zeige, mit mathematischer Sicherheit seinen Todestreffer empfangen, weil da drüben ausgewählte Schützen stets bereit seien, mit dem Zielfernrohr abgegebene Schüsse zu entsenden. Und an einer anderen Stelle erzählt er von einem in jeder Hinsicht gut vorbereiteten und mit Kraft unternommenen Angriff, der besonders an der unerschütterlichen Standhaftigkeit, Ruhe und großer Schießtätigkeit der deutschen Schützen — es war an einem der Vogesenköpfe — scheiterte, welche letztere den Feind kaltblütig auf Korn nahmen, sobald er auf wirksame Schußweite herangekommen war. Gobsch spendet den französischen Alpenjägern mit ihrer Schießfertigkeit hohes Lob, die oft in ganz kleinen Abteilungen, schwachen Patrouillen, auftraten und durch ihr ruhiges, gutgezieltes Feuer große Detachements zum Stehen und Ausweichen zwangen. „Bei unseren Märschen und Kämpfen in den Vogesen müssen wir immer darauf gefaßt sein, von irgend einem Bergkegel oder einer Felswand her mit plötzlichem tödlich wirkenden Feuer überfallen zu werden.“ Und Hegeler erzählt von einer in den Bergen Serbiens durch ihre Schießfertigkeit geretteten schwachen deutschen Patrouille: Rasend in ihrer Ueberraschung, ihrer Verzweiflung, im Vorgefühl des ihnen sicheren Untergangs stürmen die Feinde mit zehnfacher Uebermacht an. Aber mit welcher Kaltblütigkeit schießt das schwache Häuflein. Sie

wissen, ein wohlgezielter Schuß ist besser als zehn blindlings hinausgefeuerte. Die Heranstürmenden überschlagen sich, stürzen in schwerem Falle.

Auch Graf Scapinelli weiß uns die Bedeutung des einzelnen guten Schützen im Gebirge ins rechte Licht zu rücken. Nicht die großen Massen, meint er, haben die Kämpfe entschieden. Hier tritt wieder der Einzelne vor. Mit wenigen geschulten, mit den Gefahren der Berge vertrauten Leuten hat man dem Feind den Eingang in die Heimat gewehrt, Kämpfe von Patrouillen, grimmig und zäh, Kompagnieschlachten haben diesen Krieg gegen Italien in Kärnten und Tirol wenigstens entschieden. Auch die Stellungen an dieser Hochgebirgsfront halten wir seit Beginn des Krieges auf diese Weise. Die Kraft der Gegner hat sich in die Gestalten von einigen wenigen gesammelt, sie haben auf hohen Gräten den Weltkrieg für diese Front ausgekämpft . . . Und aus dem Ortlergebiet meldet er: Kein Zollbreit ist der Tiroler trotz allen Anstürmen der Italiener gewichen, im Gegenteil, hier auf der höchsten Front liegt kein Graben und keine Stellung mehr auf Tiroler Grund. Man hat die Höhen nicht allein gehalten, man hat von ihnen herab den Krieg ins Feindesland getragen. Da die Uebermacht der Italiener von einem Häuflein Standschützen auch hier wie an so manchen Stellen der Gebirgsfront aufgehalten werden sollte, hat man zuerst daran gedacht, die Verteidigungslinie vielleicht einige Kilometer zurück aus den Gletschern und Firnen herauszunehmen, aber bald ist der alte Offensivgeist der Tiroler erwacht . . .

Daß der Geist von 1797, 1809 und 1813, daß der alte Schützengeist auch heute noch in den breitesten Schichten der Bevölkerung wach ist, zeigt die große Zahl von freiwilligen Standschützen, die sich als Hüter der heimatischen Scholle seit Kriegsbeginn gestellt haben. Seit Monaten waren auch die Bewohner des Kärntner Landes ruhmreich an den anderen Kriegsschauplätzen der Monarchie als Kämpfer tätig, da der Krieg mit Italien losbrach; wer bis zum reifen Mannesalter Waffen tragen konnte, war in Rußland und Serbien zu finden, und nur die ganz Jungen und Alten waren daheimgeblieben, um den kargen Boden zu bestellen, indes Bruder und Sohn draußen kämpften. Da kam der 23. Mai, der Tag der italienischen Kriegserklärung, und auch die letzten Männer waren sich ihrer Aufgabe für die Heimat bewußt. Die daheim gebliebene Volkskraft, die der Staat zur Verteidigung seiner Grenzen nicht herangezogen, meldete sich freiwillig, und aus den kernigen Alten, aus den sehnigen Jungen wurde ein freiwilliges Schützenkorps gebildet . . . In kleinen und kleinsten Abteilungen an die wichtigsten Stellen geschoben, haben diese Standschützen dem Feinde das Eindringen ins Land durch sicheres Feuer unmöglich gemacht.

Vom Lingekopf erzählt Fritz Droop: Groß ist die Gefahr des plötzlichen Ueberfalls. Die Franzosen haben hier neben verteilten Scharfschützen ihre aufmerksamsten Posten aufgestellt. Und Carl Hans Strobl behauptet: Diesen Krieg wird nicht allein eine überlegene Feldherrenbegabung gewinnen. Nicht nur die Stäbe in den Tälern hinter der Front machen ihn, sondern die Front selbst, der einzelne Mann, der hinter einem Felsblock kauert und die Jägerausdauer hat, stundenlang auf den Schuß zu warten. Es gibt hier in geringerem Maße

Fragen der Strategie, es gibt hier zumeist Fragen der Organisation: des Straßenbaus, der Verpflegung, des Nachschubs der Munition. Diese Fragen sind gewichtig genug, aber das eigentlich Kriegerische liegt beim Manne selbst. Dem glücklichen Einfall des Einzelnen, seiner Entschlossenheit, seinem raschen Zugreifen ist fast alles anheimgestellt. Es ist ein Raufen um Felsrinnen, um kleine Gipfel, Zacken und Bastionen in den Wänden. Noch beschränkter als im Kampf in der Ebene ist hier das Gesichtsfeld, es sieht keiner mehr als die paar Quadratmeter Felsen neben und über sich. Niemand weiß, was im Nachbarabschnitt vorgeht; wenn Nebel einfällt, dann ist es überhaupt, als sei das alte Chaos hereingebrochen mit Nacht, Verwirrung, Einsamkeit und finstern heulenden Abgründen. Sie liegen einander auf hundert Schritt gegenüber, auf sechzig Schritt, auf dreißig Schritt. Nicht mit einer Masse hat es der Mann zu tun. Er denkt nicht an die ungeheure Front vom Stilfser Joch bis zum Meere. Er weiß nur von der Schützenkette dort vorne im Kalkgestein und von den zweien oder dreien, auf die er es besonders „scharf“ hat. Im Vergleich zu den Schlachten in Galizien ist dieser Kampf in den Bergen manchmal trotz aller Erbitterung fast gemächlich. Das Geplänkel hört den ganzen Tag nicht auf. Wenn die Sonne scheint, dann könnte man meinen, bei irgend einem Festschießen eines Schützenvereins zu sein . . . Wenn das Knallen so einzeln hin- und hergeht, ist man beinahe versucht, diesen Krieg in den Bergen altväterlich und unmodern zu nennen — wenn nicht plötzlich etwas herankäme, ein fernes Sausen, das sich rasch steigert, zu einem Tosen wird, das einen Bogen über unseren Köpfen in den Himmel schneidet und irgendwo zwischen den Wänden mit lautem Gebrüll zerbricht. . . .

Strobl hat es auch erfahren, wie sie zu schießen verstehen: Ich konnte mich dann überzeugen, wie sie sich halten. So als wäre das nicht etwa eine eklige Sache, den Feind einige hundert Meter über sich zu wissen, sondern die allereinfachste und selbstverständlichste Geschichte von der Welt. Man darf nur eben nicht viel den Kopf heben, sonst knallts. Aber dann knallts zurück, und so gut die Alpini schießen, die Nieder- und Oberösterreicher, die hier stehen, schießen noch besser. Sie verpuffen die schöne Munition nicht gern, es muß schon treffen, wenn sie abdrücken. Ein Kadett ist da, der hat mit Hilfe des Zielfernrohrs schon sechzig und etliche Alpenjäger weggeputzt. Das ist nicht eine Zahl nach der englischen oder italienischen Siegesmathematik, sondern eine sehr reelle Zahl von astronomischer Genauigkeit. Er steht stundenlang an seinem Gewehr und lauert; er vergißt das Essen und das Trinken und das Schlafen. Es ist eine Leidenschaft, eine Art Besessenheit. Wenn er einen in seinem Feuer über die Felsen rollen gesehen hat, dann macht er einen Strich in sein Notizbuch. Ich glaube, er hat die Absicht, das ganze Notizbuch vollzuschreiben . . .

Damit kommen wir an eine jener tiefsten psychologischen Fragen, die ich heute nicht genauer untersuchen will, eine Frage, die ein Mitarbeiter der „Schweizerischen Schützenzeitung“ kürzlich sehr hübsch unter dem Titel „Das Unbewußte“ behandelt hat. Er schreibt:

Das tiefste unter den psychologischen Rätseln, die der Krieg uns aufgab, ist: wie geht es zu, daß die-

selben Menschen, die bis dahin vor dem Blutvergießen schauderten — das waren doch 999 von 1000 in Europa — sofort und scheinbar ohne Hemmungen ihre Gegner zu töten vermochten und vermögen? Wir entnehmen einen interessanten Beitrag zur Erklärung dieser Erscheinung den Betrachtungen eines deutschen Offiziers, die sich augenscheinlich auf Selbsterlebtes gründen und in einem Tagebuch niedergelegt sind.

Man kann wohl sagen, daß 99 Prozent aller Schüsse abgegeben werden, ohne daß der Schütze sich vorstellt, was er tut. Noch richtiger drückt man es aus: was er tut, läßt ihn noch lange nicht wissen, was er bewirkt. Soweit sogar muß man gehen, zu behaupten: durch seine unmittelbare Tätigkeit wird er gebunden und verhindert, sich die Folgen vorzustellen. Der blutige Apparat übt seine Wirkung unbeachtet aus, und das eigentliche Verwunden und Töten ist etwas, was wie durch unbekanntes Verhängnis von selbst eintritt. Keiner hat es eigentlich getan. Das ist eine ungeheure Wahrheit und die wichtigste Erklärung dafür, daß den Menschen der Kulturnationen die Ausübung des blutigen Tuns möglich ist, ohne daß sie erschrecken.

Wie grausig ist die Wirkung, wenn ein Granatschuß trifft! Aber was weiß die Artillerie davon? Am Rande irgend einer Höhe steht ein Offizier mit einigen Gehilfen als Beobachter. Er sagt seiner Batterie durch Fernsprecher, wie sie ihre Geschütze richten muß. Die Batterie selbst steht hinter einem Hang im Walde oder wo sich sonst eine Deckung bietet. Durch den Draht kommt eine Weisung. Der leitende Offizier kommandiert, die Kanoniere richten, ziehen ab. Saß der Schuß? Die Korrektur kommt: „Fünzig weniger.“ Abgeschossen. „Liegt gut.“ Nun feuern zwei, drei, vier Geschütze, je nach Art des Zieles, nach Gefechtszweck und Munitionsvorrat. Alles arbeitet erst vorschriftsmäßig. Stellen wir uns den Richtkanonier vor. Aug und Hand hat er am Apparat. Er geht auf in Zielen und Stellen. Ist es geschehen, so wartet sein Gehirn, wie eine entspannte und für den Augenblick aussetzende Maschine, auf das nächste Stichwort zu gleicher Tätigkeit. Die andern laufen, schleppen, setzen ein, springen zurück, laufen wieder, schleppen, setzen ein. Ihr Hirn ist da, wo ihre Muskeln sind. Und wenn sie sich verschlaufen, so haben sie das Vorhergehende schon vergessen. Der Mann am Fernsprecher ist Ohr und Zunge, sonst nichts. Aufnehmen, weitergeben, horchen, aufnehmen, weitergeben, daraus besteht er. Der Batterieoffizier prüft, befiehlt, hört, wittert, denkt, befiehlt: sein Geist ist in die Batterie gefahren und wird erst wieder frei, wenn die Tätigkeit zu Ende ist. Das ist eine schießende Batterie im Felde.

Oder der Infanterist, er erlebt dasselbe. Da lag einmal eine feuernde Linie im Felde. Ihr waren die Geschosse in die Flanke gefahren; viele hatten geseufzt und mancher lag starr. Wie nach Schlangen, die im Grase stecken, suchen die Augen nach dem Feinde. Vor einem hochgelegenen Waldrande hob sich eine Linie ab. Die Leute schossen hin, und wenn sie trafen, so war ihnen nicht viel anders, als wenn Scheiben herunterfielen. So hingenommen waren die Schützen von der Schwierigkeit des Treffens. Der Waldrand dahinter war dunkel. Der Führer bemühte sich wohl eine halbe Stunde lang, ein Zeichen von Leben darin zu sehen. Er ließ

immerfort hineinschießen. In dieser halben Stunde war er eines andern Gedankens, als dessen, ob dort drinnen etwas sei, unfähig. Er erfuhr es nicht. Vielleicht aber starben dort durch seinen Befehl zehn oder fünfzig Menschen. Doch er hatte keine Zeit, daran zu denken.

Ein andermal ist es eine ferne Ackerfurche, in der eine Linie wahrnehmbar ist. Dort liegen sie. Blei hinüber. Daß doch die feuchte Erde deutlichere Aufschläge zeigte! Wir schießen viel zu kurz, immer noch, endlich sind wir im Ziel. Endlich, und nun heißt es treffen. Keiner könnte sagen, daß er deutlich etwas anderes gewollt hätte, weil es unmöglich war, neben der Selbstverteidigung noch an etwas anderes zu denken. — Als drüben nichts mehr war, außer den dunklen Schollen, die nebeneinander lagen, da beruhigte sich das Feuer. Nichts war in den Schützen, als die Leidenschaft, alle Bewegungen dort, wo die eigene Gefahr war, zu ersticken. Menschen? Kein Gedanke!

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Im Dienst der Waffen von Robert de Traz. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Max Fehr. Zürich 1916. Art. Institut Orell Füssli. Fr. 3. —.

Das Buch von Robert de Traz „L'homme dans le Rang“ ist zweifelsohne eine der besten literarischen Erscheinungen der Welschschweiz, denn die Art und Weise, wie der erfahrene Schriftsteller das schweizerische Militärleben schildert, voll Geist und Gemüt, voll Stolz und Hingebung, wie er ohne jede Aufdringlichkeit zur Apotheose der Selbstzucht des Republikaners gelangt, ist einfach unübertreffliche Meisterarbeit. Er ist ein scharfer Psychologe und guter Beobachter, ein Mann, der nicht an der Oberfläche schürft, sondern in die Tiefe geht, der über feinen künstlerischen Takt verfügt und deshalb immer das richtige Wort findet. . . Und dann ist er ein warmherziger Patriot, ein Schweizer, der an die Mission seines Vaterlandes glaubt, der weiß, wo die starken Wurzeln unserer Kraft liegen, ein wackerer braver Soldat. Deshalb sollten alle, die das goldene Buch des Militärdienstes, wie ich es nennen möchte, lesen und denen zu lesen geben, die schwankend sind oder irre wurden; sie dürfen sich der Lektüre umso ruhiger zuwenden, als die Uebersetzung sich wie ein Original genießen läßt. Solch ein Werk muß selbst den eingefleischtesten Antimilitaristen zum Schweigen bringen, ihm Bewunderung abnötigen: . . . den Dienst — es wurde abgekocht — zu erweisen, machte uns glücklich, denn so zeigte sich unsere Kameradschaft im rechten Licht. Wir gewahrten die dunkeln Bande, die uns vereinigten und die das Zusammenleben eines Winzers mit einem Studenten, eines Bauern mit einem Büroangestellten so leicht gestalten. Das Schicksal des einen hing vom Schicksal des andern ab, denn es war ein und dasselbe. Darum war unser Duzen keine bloße Formel, sondern der Ausdruck der Wirklichkeit. Der Mann in Reih und Glied ist nicht allein: Wenn er mit dem Ellbogen Fühlung nimmt mit seinen beiden Nachbarn, wird er sich seiner Solidarität bewußt. . .

„Im Dienste der Waffen“ ist das Andachtsbuch des Soldaten. H. M.

Auf fremden Bergpfaden von Dr. C. Täuber. Zürich Art. Institut Orell Füssli. Fr. 10. —.

Ein mit zahllosen guten, meist nach Aufnahmen des Verfassers selbst gefertigten Bildern geschmücktes, auf Kunstdruckpapier reproduziertes, flott und flüssig geschriebenes Buch, das uns nach allen Himmelsrichtungen in unsern Tessin, in die Pyrenäen, die Westalpen, die Provence und die Riviera, nach den oberitalienischen Seen, nach Algerien und Tunis, besonders aber auch in die heutigen Kriegsgebiete führt, ins Tirol, die Karpathen, nach Griechenland, in den Karst, nach Istrien, Dalmatien, Montenegro, Skutari, in die Her-

zegowina. Wer den Verfasser, den rüstigen, wagemutigen und doch vorsichtigen Bergwanderer aus seinen früheren Schriften kennt, weiß, daß er hier ein Werk vor sich hat, das Anregung und Belehrung die Fülle bieten und schöne Schilderungen enthalten muß. Und so ist es auch: Täuber ist nicht nur ein tüchtiger Beobachter, der offenen Auges und hellen Blickes die Berge durchstreift und alles sieht, er ist auch ein liebenswürdiger Gesellschafter, der sich mit den ihm fremden Menschen zu unterhalten versteht und so interessante Einblicke gewinnt in die persönlichen Verhältnisse der ihm Begegnenden, die seinen Pfad kreuzen.

Jeder Soldat, der die Ereignisse auf den südlichen und südöstlichen Kriegsschauplätzen verfolgt, muß dankbar sein, in Täubers Buch einen Führer zu finden, der ihm die unbekannten Gegenden mit den oft schwer aussprechbaren Namen erschließt — er wird dann auch besser zu beurteilen vermögen, was dort von den Truppen geleistet wird. H. M.

An der Grenze. Miterlebt von Dora Hauth. Acht Federzeichnungen in Mappe (41×33 cm). Zürich, Orell Füssli. Fr. 4. —.

Die Mappe eignet sich besonders als Geschenk für Wehrmänner, als Andenken an vergangene und vor uns liegende Tage. Die Zeichnungen sind frisch und kräftig und von bemerkenswerter künstlerischer Eigenart. H. M.

Emden von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke; Ayesha von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke; beide August Scherl, G. m. b. H., Berlin. Je Fr. 1. 10.

Wenn ein Buch im 200., ein anderes gar im 250. Tausend gedruckt vorliegt, so ist eigentlich jede Empfehlung überflüssig und unnötig. Und doch möchte ich hier aus guten Gründen eine Ausnahme machen; das Lesen der beiden Bücher ist nämlich für jeden Soldaten deshalb von höchstem Wert, weil sie in ganz unaufdringlicher Art, aber dafür umso eindringlicher die Tatsache verkünden, daß nur dem Mutigen die Welt gehört und daß der Soldat, insbesondere der Offizier, das Unmögliche möglich machen kann, wenn er will und er diesen seinen Willen in richtiger Weise in die Tat umzusetzen versteht. Was die „Emden“ und „Ayesha“-Leute unter ihren herrlichen Führern geleistet haben, das übertrifft selbst die kühnen Fantasieschöpfungen Jules Vernes weit. Und diese Taten werden hier so einfach und prunklos erzählt, als wären es die selbstverständlichsten Dinge der Welt. Die beiden Bände gehören unbedingt auch in die Bibliothek des Schweizer Soldaten. H. M.

Die Mechanik und ihre Anwendungen von Dr. Otto Dzio-
bek, Geh. Reg.-Rat, Professor an der Militärischen Akademie. Berlin 1916. Georg Bath.

Das bemerkenswerte Buch wagt den Versuch, wichtige Begriffe, Sätze und Lehren der Mechanik allgemeinverständlich zu machen, ohne die höhere Mathematik heranzuziehen. Der Versuch ist vorzüglich gelungen: Jeder, der auch nur die Grundzüge mathematischer Begriffe kennt, darf es getrost wagen, sich ans Studium des klar und verständlich geschriebenen Werkes zu machen, das zahlreiche Beispiele von kriegstechnischem Wert enthält, die die Ballistiker und besonders die Artilleristen interessieren werden. H. M.

Gegen die Moskowiter. Von Dr. Kurt Floericke. Zweiter Halbband: *Das Ringen um Galizien*. Dritter Halbband: *Gegen Lodz und Warschau*. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Jeder Halbband Fr. 1. 10.

Der erste Halbband wurde hier bereits empfohlen; die folgenden halten, was er versprach. Sie zeichnen sich vorteilhaft vor vielen anderen ähnlichen zusammenhängenden Schilderungen aus durch anregende Schreibweise, namentlich aber auch durch wahrheitsgetreue Darstellung. Es berührt förmlich wohlthuend, erkennen zu dürfen, daß der Verfasser nicht einfach aus jedem Deutschen und Oesterreicher einen „Helden“ schnitzt, wie das zur Stunde dem germanischen Schriftsteller geläufig ist, ja förmlich zum guten Ton zu gehören